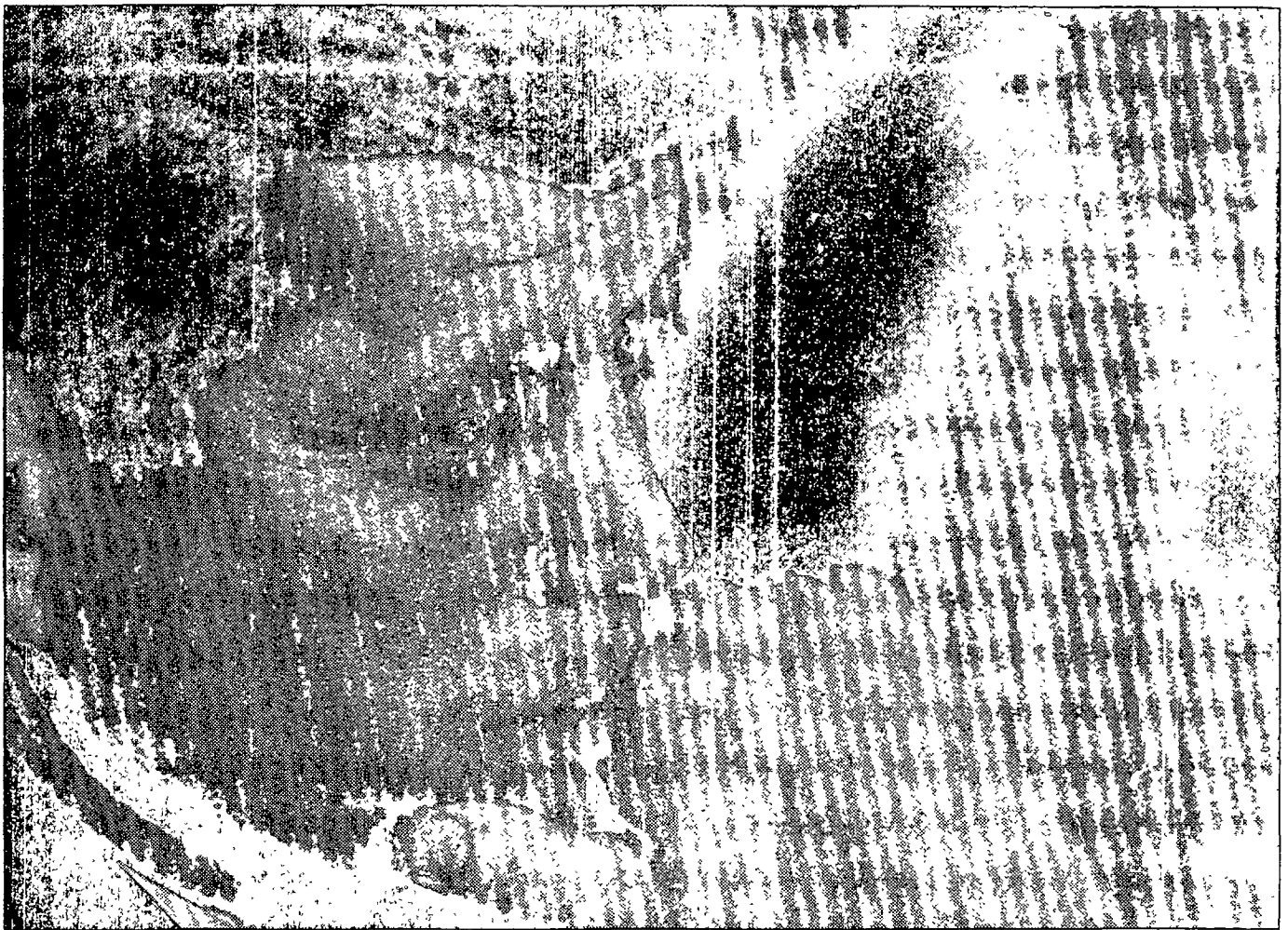




„ICH SEHE DEN STURM AUFZIEHEN“⁴⁶

Mit Kennedy im Weißen Haus / von Theodore C. Sorensen

Am 20. Oktober 1962, einem klaren Herbstnachmittag, stand Präsident John Fitzgerald Kennedy auf dem Balkon im zweiten Stock des Weißen Hauses. Er blickte über den Potomac und sprach über Leben und Tod. Neben ihm stand sein Bruder, der Justizminister.

In dem länglichen Arbeitszimmer hinter ihnen hatte der Präsident wenige Augenblicke vorher eine historische Entscheidung getroffen. Den beiden großen Atommächten, Amerika und der Sowjet-Union, drohte ein militärischer Zusammenstoß — der erste seit beide die Macht besaßen, den Gegner zu vernichten. Grund: sowjetische Raketen auf Kuba. Die amerikanische Kriegsmarine sollte Blockade-Order erhalten. Alle sowjetischen Schiffe in der Karibischen See waren zu stoppen. „Well“, meinte der Präsident, „diesen Monat haben wir unser Geld verdient.“

In ernsterem Ton erörterten wir auf dem kühlen, übersonnten Balkon die Möglichkeit eines atomaren Krieges. Vor knapp zwei Jahren, als sein Sohn geboren wurde, hatte der Präsident Bacons Worte halblaut vor sich hin ge-

sprochen: „Wer Weib und Kind besitzt, der hat dem Schicksal Geiseln in die Hand gegeben.“ Nun sprach er nicht nur über seine, sondern über alle Kinder dieser Welt, auch über die ungeborenen. „Wenn sie nicht wären, die es noch gar nicht gibt“, sagte er, „dann würden diese Entscheidungen leichter sein.“

John Kennedy wollte keinen Krieg. Das sei „keine rationale Alternative“ mehr, hatte er schon ein Jahr zuvor festgestellt. Abwehr und Verhinderung des Krieges nahmen seine Arbeitszeit im Weißen Haus mehr als alles andere in Anspruch. Und jetzt warf der Krieg seine länger werdenden Schatten schon über den Horizont. Schwäche würde ihn mit Gewißheit herbeiführen, aber auch Stärke konnte ihn nicht mit Sicherheit verhindern. Ein einziger falscher Schritt Kennedys konnte die Lichter der Zivilisation erlöschen lassen. Doch auch die richtigen Schritte mochten ins Verderben führen.

Abrupt heiterte der Präsident die Stimmung noch einmal auf: „Es ist Ihnen doch klar, daß die Luftschutzräume im Weißen Haus nicht groß genug für alle sind.“ Wir scherzten, wer mit hinein dürfe. Dann folgten letzte Anweisungen: Kennedys Entscheidung

sollte offen bleiben, bis er noch ein letztes Mal mit der Air Force konferiert hatte; sie sollte geheim bleiben, bis er selbst sie am Montagabend bekanntgab; die Rede an das amerikanische Volk und an die Welt sollte neu gefaßt werden.

Der Präsident zeigte keine Anzeichen großer Erregung oder Erschütterung. Die ruhige Sicherheit, die ich an ihm kannte, verließ ihn nicht. Trotz des ermüdenden Tempos der Konferenzen und Reisen, die sich in dieser Woche gehäuft hatten, war seine Stimme lebhaft, waren seine Anordnungen knapp und klar.

Ich ging zurück in mein Arbeitszimmer, um mich an die Ausarbeitung der neuen Reden zu machen. Nach wenigen Minuten rief mich der Präsident an. „Haben Sie gehört, was Doug Dillon über die Jupiter-Raketen gesagt hat?“ fragte er. Ich hatte es gehört. In der Unterredung am Nachmittag war darüber gesprochen worden, wie leicht die amerikanischen Jupiter-Raketen, die von der Regierung Eisenhower in Italien und in der Türkei stationiert worden waren, von den Russen ausgeschaltet werden könnten. Kennedys Finanzminister Dillon war Unterstaatssekretär der Regie-

Copyright für Deutschland: Piper Verlag, München.

war), nicht aber in Afrika (wo er es nicht war). Er plädierte für festen Widerstand der Atlantikpakt-Mächte gegen den Kommunismus, provozierte aber laufend Spaltungen, die den Widerstand der Allianz schwächen mußten. Er hielt sich für berechtigt, das Bündnis politisch aufzusplittern, weil es ihn militärisch beschützte. Er wollte ein Führer der Nato sein, entzog ihr aber seine Streitkräfte. Er nahm sich das Recht, für den Gemeinsamen Markt zu sprechen, den er dauernd behinderte.

In einem privaten Gespräch sagte Kennedy einmal eher erstaunt als verärgert: „Im Gegensatz zu uns erkennt er den russischen Standpunkt zur Oder-Neiße-Linie an, er treibt ausgedehnten Handel mit Ostdeutschland und akzeptiert die Teilung des Landes — und dennoch hat er die Bonner Regierung überzeugt, daß er prodeutscher und antikommunistischer ist als wir.“

Trotz dieser Differenzen behielten beide Männer eine starke anhaltende Bewunderung für einander.

Unter den Oppositionsführern hatte Kennedy den Engländer Hugh Gaitskell und den Deutschen Willy Brandt besonders gern.

Vor allem die jüngeren Politiker ahmten Kennedys Stil nach, analysierten seine Wahlmethoden und duldeten es gern, daß ihre Publizisten sie einen „zweiten Kennedy“ nannten.

Im ersten Jahr seiner Regierungsperiode traf der Präsident durchschnittlich mehr als einmal in der Woche — und auch später noch häufig — mit anderen Staatsführern und Ministern zusammen; elf suchte er in ihren Ländern auf, und mehr als 50 Präsidenten, Premierminister und Königliche Hoheiten empfing er im Weißen Haus. Auf jede dieser Zusammenkünfte — ob mit dem französischen Staatspräsidenten oder mit dem Präsidenten von Togo — bereitete er sich sorgfältig vor. Er kannte Statistiken der anderen Staaten auswendig und zitierte ohne Unterlagen aus der jeweiligen Literatur oder Geschichte, was seinen Gastgebern und Gästen großen Eindruck machte und sie erfreute. Der Berliner Regierende Bürgermeister Willy Brandt zum Beispiel war fassungslos, als Kennedy mit ihm über den Ost-Berliner Bürgermeister und Reichspräsidenten-Sohn Ebert sprach. Brandt: „Er fragte mich, ob Eberts zweiter Sohn auch Kommunist sei. Eberts zweiter Sohn! Ich wußte überhaupt nicht, daß er noch einen hatte!“

Ich habe viele und lebhafte Erinnerungen an Kennedys Reisen nach Übersee: das Lächeln und die Tränen in den Augen der West-Berliner, die Massen, die in Neapel und in San José auf unsere Autokolonne zustürzten, Jacqueline Kennedys Wirkung auf Bauern und Präsidenten, Kennedys verstohlener Blick auf den herrlichen Kölner Dom während eines langen Gebets, das Lachen der Westdeutschen, die seine Scherzworte verstanden, bevor sie übergesetzt waren, der Glanz der Staatsdiners in Schönbrunn und Versailles und die für den Präsidenten herrlich geschmückten Räume im Palast am Quai d'Orsay zu Paris. Als ich ihm dort Bericht erstattete, stand er mitten im Zimmer und sagte, ich solle leise sprechen: „Oder glauben Sie nicht, daß unser ältester und nächster Verbündeter imstande wäre, mein Schlafzimmer abhören zu lassen?“

Die Zusammenkunft zwischen Kennedy und Chruschtschow am 3. und 4. Juni 1961 in Wien brachte keinem den Sieg und keinem eine Niederlage. Sie war, wie der amerikanische Präsident hoffte, nützlich, und wie der sowjetische Führer später sagte, notwendig gewesen.

Vor dem Treffen hatte Kennedy alle früheren Unterhaltungen mit Chruschtschow geprüft, er hatte Leute befragt, die ihn schon kannten, er hatte sich über Chruschtschows persönliche Angewohnheiten und politische Methoden informiert; er hatte sich vor allem intensiv mit all den Problemen beschäftigt, die zur Sprache kommen konnten. Noch in Paris, eine Nacht vor dem Beginn der Konferenz, und im Flugzeug nach Wien arbeitete er daran bis zur letzten Minute.

Einige Skeptiker hatten befürchtet, Chruschtschow würde die Gelegenheit benutzen, um einen neuen internatio-

Begegnung und Briefwechsel mit Chruschtschow

Die meisten Regierungschefs der Welt begrüßten nach der Wahl vom November 1960 den jungen amerikanischen Präsidenten, der dem Alter nach ihr



Präsident Kennedy, Berater Sorensen: „Haben Sie das auch notiert?“

Alle jedoch — ob wohlgesinnt, ablehnend oder neutral — bemühten sich, 1961 Näheres über John Kennedy zu erfahren. Und um seine Position zu stärken, um ihre Bedenken zu entkräften und um „sich erneut um den Frieden zu mühen“, machte sich Kennedy sofort daran, bestehende Kontakte zu verbessern.

Chruschtschow gab dem amerikanischen Botschafter Llewellyn Thompson in Moskau zu verstehen, daß ihm an einem möglichst baldigen Zusammentreffen mit Kennedy gelegen war. Als Thompson wenig später aus Amerika nach Moskau zurückkehrte, hatte er einen Brief Kennedys bei sich, der ebenfalls diese Hoffnung ausdrückte.

nalen Zusammenstoß zu provozieren, aber das war nicht der Fall.

Beide Männer, die einander an der Donau trafen, waren unnachgiebig, aber höflich. Beide argumentierten energisch, aber verbindlich. Durchweg behielt Kennedy die Führung; er brachte neue Probleme auf, hielt sich ans Thema, führte die Unterhaltung nach einer Abschweifung auf den Ausgangspunkt zurück und ließ nicht nach, bis er auf eine Frage eine Antwort erhalten hatte. Meist sprach Chruschtschow länger und Kennedy präziser.

Beide zitierten oft Personen oder die Historie, Chruschtschows Sprache war dabei ungleich farbiger und lebendiger. Und trotz der großen Unterschiede in ihren Anschauungen entstand zwischen den beiden Männern eine sonderbare Art von Verständigung, die ihnen bei der Fortsetzung der Gespräche in den folgenden Monaten und Jahren nützen sollte.

Die einzigen Gelegenheiten zu persönlicher Unterhaltung boten sich nur bei drei Mahlzeiten. Am ersten Tag war Kennedy Gastgeber beim Lunch in der Amerikanischen Botschaft. Am zweiten

Mittag hatte Chruschtschow in die Sowjetische Botschaft geladen. Das dazwischen liegende glänzende Abend-Diner mit einem nachfolgenden Ballett gab die österreichische Regierung in dem prächtigen Schloß von Schönbrunn. Dort setzte sich der Präsident in einer allgemeinen Verwirrung um die Sitzordnung beinahe auf Mrs. Chruschtschows Schoß, während Jacqueline Kennedy von Chruschtschow fast ohne Pause unterhalten wurde; er versprach ihr einen Welpen der Weltraumhunde.

Während der Mahlzeiten blieb die Unterhaltung leger. Als Kennedy sich eine Zigarre anzündete und das Streichholz hinter Chruschtschows Stuhl fallen ließ, fragte der Russe: „Wollen Sie mich entflammen?“ Nach Versicherungen, daß dem nicht so sei, lächelte er und sagte: „Aha, also ein Kapitalist, kein Brandstifter.“

Kennedy bemerkte, kein einziger der großen Industrie- und Finanzkapitalisten, die Chruschtschow 1959 kennengelernt hatte, habe 1960 die Demokraten gewählt. „Ja, die sind schlau“, erwiderte Chruschtschow. Als er dann erzählte, der Orden, den er trage, sei der Lenin-Friedenspreis, war es an Kennedy zu lächeln: „Hoffentlich behalten Sie ihn.“

Chruschtschow sprach darüber, daß sein Land Düngemittel und Getreide brauche, daß U-Boote jetzt wichtiger als Überwasser-Schiffe seien, und er sprach über das, was der Präsident einen Monat zuvor in einer Sonderbotschaft vor dem Kongreß gesagt hatte. Offensichtlich hatte Chruschtschow alle wichtigeren Reden Kennedys und dazu Kongreß-Debatten gelesen oder sich darüber informieren lassen. Kennedys Verlangen nach stärkerer Verteidigung, sagte er, setze ihn unter Druck, auch seinerseits die Kräfte zu verstärken, und beide ständen sie unter dem Druck ihrer Militärs und Wissenschaftler, die Atombombentests wiederaufzunehmen. „Wir werden aber warten, bis Sie wieder anfangen. Wenn Sie es tun, dann tun wir es auch.“

Der sowjetische Ministerpräsident betonte, daß er viel von Gipfelkonferenzen halte. Er wünsche so viel persönlichen Kontakt wie irgend möglich. Auch wenn die Botschafter noch so tüchtig wären, sei direkte Liebe besser als Liebe durch Boten. Es sei zwar für beide schwierig, für ihre „eifersüchtigen“ Verbündeten zu sprechen, aber Kennedy werde sich hoffentlich nicht von Einwendungen eines so kleinen Verbündeten wie etwa Luxemburg beirren lassen. Auch er, Chruschtschow, habe Verbündete, „die ich lieber nicht nennen möchte“, die aber, „wenn sie ihre kriegerische Stimme erheben sollten, keinen Menschen schrecken könnten“.

Als er die Weltumkreisung durch den Sowjetkosmonauten Gagarin beschrieb, erzählte Chruschtschow, man habe gefürchtet, die psychologische Wirkung eines solchen Fluges könnte Gagarins Fähigkeit beeinträchtigen, die Kontrolle der Raumkapsel zu übernehmen. Deshalb habe man ihm versiegelte Anweisungen mitgegeben, die so verschlüsselt waren, daß nur ein normaler Mensch sie dechiffrieren konnte. Er sei, so sagte Chruschtschow, noch skeptischer hinsichtlich eines Fluges zum Mond. Vielleicht, meinte darauf Präsident Kennedy, sollten die beiden Völker das Unternehmen gemeinsam

starten. Das lehnte Chruschtschow zunächst ab, aber dann meinte er halb im Scherz: „Gut — warum eigentlich nicht?“

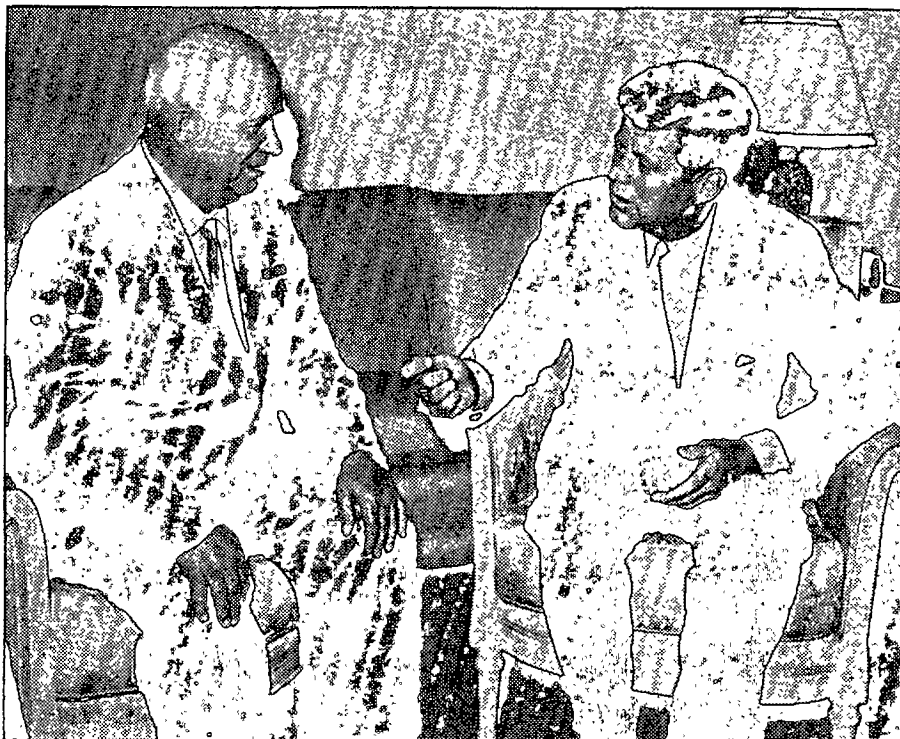
Chruschtschow erzählte, er habe viel Achtung für Kennedys Vorgänger gehabt. Er sei eigentlich überzeugt, daß Eisenhower von dem Flug des 1960 über Rußland abgeschossenen U-2-Aufklärers, der damals ganz offensichtlich die russisch-amerikanischen Beziehungen hätte beeinträchtigen sollen, nicht unterrichtet gewesen sei. Eisenhower habe nur in einer Geste der Ritterlichkeit die Verantwortung für diese Sache übernommen.

Eisenhowers Reise in die UdSSR hätte abgesagt werden müssen, aber er, Chruschtschow, hoffe, Kennedy werde kommen, „wenn die Zeit reif ist... Der Weg ist offen“. Kennedy könne dann

baue jetzt Häuser in der Türkei. Natürlich baue er „in Wirklichkeit Raketenbasen — aber das muß er mit seinem eigenen Gewissen abmachen“.

Chruschtschow erhob sein Glas auf Kennedys Gesundheit und sagte, er beneide ihn um seine Jugend. „Wäre ich so alt wie Sie, so würde ich mich unserer Sache mit noch mehr Energie widmen. Trotzdem: Auch mit siebenundsechzig gebe ich den Wettkampf noch nicht auf.“

In seinem Toast am zweiten Tag, als die Schwere der Probleme deutlicher als zuvor auf beiden Männern lastete, sagte Chruschtschow, er trinke „auf deren Lösung. Sie sind ein frommer Mann und werden gewiß Gott bitten, uns bei unseren Bemühungen beizustehen. Ich meinerseits hoffe, daß uns der gesunde Menschenverstand zur Seite steht“.



Chruschtschow, Kennedy in Wien 1961: „Sie sind ein frommer Mann“

sehen, wen und was er wolle, denn die Sowjets hätten nichts zu fürchten.

Eisenhowers Vizepräsident Nixon, sagte Chruschtschow, habe geglaubt, er könne das sowjetische Volk zum Kapitalismus bekehren, als er ihm (1959 auf einer US-Ausstellung in Moskau) eine Küche zeigte, die es nie gegeben habe — auch in Amerika nicht. „Ich bitte um Entschuldigung“, sagte er, „daß ich hier so von einem Bürger der Vereinigten Staaten spreche — aber nur Nixon konnte sich einen solchen Unsinn ausdenken.“ Bei einer früheren Gelegenheit hatte er gescherzt, man könne den sowjetischen Außenminister Gromyko leicht kränken, wenn man ihm sage, er sehe Nixon ähnlich.

Das sowjetische Volk, plauderte Chruschtschow, bewundere die Amerikaner und deren technische Erfolge. Einige amerikanische Ingenieure, die beim Aufbau des Landes nach der Revolution geholfen hätten, seien dafür mit Orden ausgezeichnet worden. Einer von ihnen habe später die Sowjet-Union noch einmal besucht und erzählt, er

Kennedy beschloß seine Rede am zweiten Tag mit den Worten: „Wien ist eine symbolische Stadt, denn sie hat bewiesen, daß es gerechte Lösungen gibt. Ich hoffe, wir müssen diese Stadt nicht mit der Befürchtung verlassen, daß eines unserer beiden Länder mit einer Bedrohung seiner lebenswichtigen nationalen Interessen zu rechnen hat.“

Zu Beginn der eigentlichen politischen Gespräche erinnerte Kennedy den Kreml-Chef daran, daß sich beide bereits 1959 während einer Amerika-Reise des Sowjet-Premiers im außenpolitischen US-Senatsausschuß begegnet seien — Chruschtschow: „Ich weiß. Sie kamen damals zu spät“ — und daß Chruschtschow damals schon das jugendliche Aussehen des Senators apostrophiert habe; inzwischen sei aber auch er älter geworden. Chruschtschow bezweifelte, daß er so etwas wirklich gesagt haben könnte, denn er wisse, daß junge Leute immer älter aussehen möchten und alte Leute jünger. In seiner Jugend, meinte er, habe es ihn verletzt, wenn ihn jemand wegen seines

Sodbrennen Magendruck Völlegefühl



**Man hat nie Ruhe...
auch nicht zum Essen**

Sekretärin ist ein schöner Beruf, vielseitig, interessant, aber unruhig. Vom Frühstücksbrot beißt man zwischen durch einmal ab, und zur Mittagspause kommt man auch nicht immer.

Rennie

hilft dem Magen alles besser zu vertragen.

Hastiges und unregelmäßiges Essen nimmt der Magen meistens übel. Wenn man Rennie stets bei sich hat, kann man diese Beschwerden lindern und ihnen vorbeugen.

Rennie enthält eine Kombination von Wirkstoffen, die beim Lutschen fein dosiert die Magenarbeit unterstützen und überschüssige Magensäure reduzieren. Rennie wirkt anhaltend und hat sich zur Linderung nervöser Magenbeschwerden hervorragend bewährt.

Rennie

räumt den Magen auf

einfach lutschen –
schmeckt angenehm
wie Pfefferminz



einzelverpackt –
immer griffbereit
in der Tasche tragen.

jugendlichen Aussehens für jünger gehalten habe. Aber dann hätte er schon mit zweiundzwanzig begonnen, grau zu werden, und damit sei das Problem gelöst gewesen.

Als bald nahm Präsident Kennedy eine Zentralthese auf: Die beiden großen Atomkräfte müßten vermeiden, daß ihre lebenswichtigen Interessen direkt aufeinanderstießen und es kein Zurück mehr gäbe. Immer wieder kam er in den Gesprächen der beiden Tage auf diesen Punkt zurück.

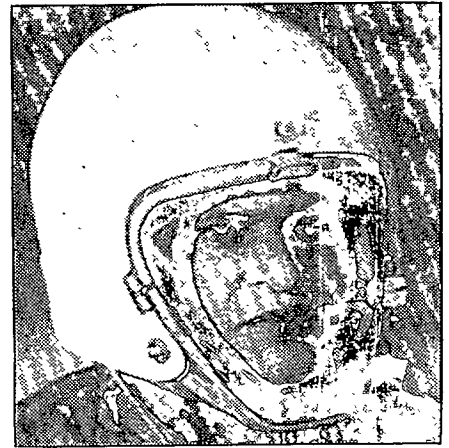
Chruschtschow beklagte, daß John Foster Dulles den Kommunismus hatte vernichten wollen. Kennedy erwiderte, das wahre Problem sei der Versuch der Sowjets, anderen den Kommunismus aufzuzwingen. Das stimme nicht, sagte Chruschtschow; denn es sei ganz sicher, daß der Kommunismus eines Tages ohnehin überall triumphieren werde. Die Sowjet-Union habe es gar nicht nötig, anderen Staaten ihr System aufzuzwingen. Feudalismus habe dem Kapitalismus Platz gemacht, und ebenso werde der Kommunismus auf den Kapitalismus folgen.

Historische Notwendigkeit, erwiderte Kennedy, könne nicht von Minderheiten bewiesen werden, die gegen den Willen des Volkes die Macht ergriffen, selbst wenn dabei von „Befreiungskriegen“ gesprochen werde. Der Tod von Systemen – seien sie feudalistisch oder monarchistisch – habe in der Vergangenheit zu Kriegen geführt; heute würden beide Länder in einem neuen Weltkrieg schwer zu leiden haben. Der Wettstreit der Ideologien könne auch ohne Gefährdung der Sicherheitsinteressen beider Staaten fortgesetzt werden. Er wiederholte dann noch einmal seine Ansichten über die Gefahr einer falschen Einschätzung (miscalculation) der Kräfte des Gegners.

Hier begannen sich Chruschtschows Nackenhaare leicht zu sträuben. Die Vokabel „miscalculation“ und ihre wiederholte Anwendung gefalle ihm nicht. Wollte der Präsident damit sagen, daß der Kommunismus nur in kommunistischen Ländern Existenzberechtigung habe und daß die USA sein Anwachsen in anderen Ländern als feindselige Handlung der Sowjet-Union betrachten würden? Amerika wünsche offenbar, daß Rußland wie ein Schuljunge mit auf dem Tisch gefalteten Händen dasitze. Aber gegen Ideen gebe es keine Immunisierung. Lächelnd meinte er dann, man könne ja die Deutschen dafür verantwortlich machen, daß sie Marx und Engels hervorgebracht hätten. Es gehöre, wiederholte er, jedenfalls zur sowjetischen Politik, niemandem Ideen durch Krieg oder Waffengewalt aufzuzwingen.

Hier warf Kennedy ein, Mao Tse-tung habe gesagt, der Sitz der Macht sei an der Mündung eines Gewehrs. Nein, erwiderte Chruschtschow, das könne Mao nicht gesagt haben. Er sei Marxist, und die Marxisten seien von jeher gegen den Krieg.

Der Präsident kam zum Thema zurück. „Miscalculation“, „Fehlrechnung“ bedeute einfach eine irrtümliche Voraussage über die nächsten Schritte des Gegners. Das treffe im gleichen Maße auf alle Länder zu. Er selbst habe damals (im Frühjahr 1961 bei der mißglückten Kuba-Invasion) in der Schweinebucht eine Fehlrechnung angestellt. Chru-

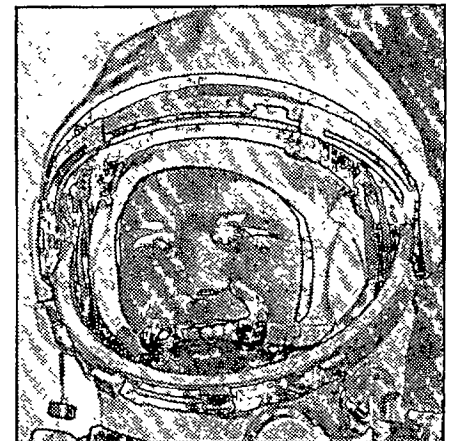


Wiener Gesprächs-Objekt Powers
Geste der Ritterlichkeit

schtschow müsse seinerseits ohne Unterlaß den Westen beurteilen. Der ganze Zweck ihrer Zusammenkunft sei es, solchen Beurteilungen größere Präzision zu verleihen.

Von nun an kam Chruschtschow immer wieder darauf zurück, daß man der Sowjet-Union nicht jeden spontanen Aufstand oder jede kommunistische Entwicklung anlasten dürfe. Nasser, Nehru, Nkrumah und Sukarno, so betonte er, hätten alle den Wunsch geäußert, ihre Länder sollten sich nach sozialistischen Gesichtspunkten entwickeln. Was aber stelle sich Nasser unter Sozialismus vor, wenn er Kommunisten ins Gefängnis stecke? Und auch bei Nehru sei die kommunistische Partei in Indien nicht beliebt gewesen. Trotzdem erhielten sie alle Hilfe von der Sowjet-Union, das sei ein Beweis für die russische Nichteinmischungspolitik.

Dem Iran prophezeite er, das Volk werde den Schah stürzen; gleichzeitig versicherte er, Rußland habe damit nichts zu tun. Kuba habe sich gegen Amerika gewendet, weil amerikanische Kapitalisten den Diktator Batista gestützt hätten. Die Landung in der Schweinebucht habe die Befürchtungen der Kubaner, daß die Amerikaner ihnen einen neuen Batista aufzwingen würden, nur noch verstärkt; Castro sei kein Kommunist, könne aber durch die Politik Amerikas zu einem Kommunisten gemacht werden.



Wiener Gesprächs-Objekt Gagarin
Verschlüsselte Botschaft

Chruschtschow ergänzte, er als Marxist — wozu ihn nicht die Geburt, sondern erst die Kapitalisten gemacht hätten — könne nicht voraussagen, welchen Weg Castro einschlagen werde. Aber wenn die Vereinigten Staaten sich von dem winzigen Kuba bedroht fühlten, was solle dann wohl Rußland zum Iran und zur Türkei sagen?

Kuba allein sehe man nicht als Bedrohung an, entgegnete Präsident Kennedy, wobei er keinen Hehl aus seiner Geringschätzung für Batista machte. Gefährlich sei jedoch Castros offen verkündete Absicht, die ganze Hemisphäre zu untergraben. Wäre Castro frei gewählt worden und hätte er sich bei der Wahl anderer nicht eingemischt, so hätte er vielleicht die Unterstützung Amerikas gefunden. Was würde wohl Chruschtschow zu einer prowestlichen Regierung in Polen sagen, die sehr wohl das Resultat freier Wahlen sein könnte?

Darauf antwortete Chruschtschow, Kennedy zeige wenig Achtung vor den Polen, wenn er so von einem Land rede, dessen Wahlsystem demokratischer sei als das Amerikas.

In Amerika können wir wirklich wählen, warf der Präsident ein, worauf Chruschtschow wiederum behauptete, die politischen Parteien in Amerika seien nur dazu da, das Volk zu täuschen. Sie unterschieden sich in Wahrheit überhaupt nicht voneinander. Und wie stehe es denn mit der amerikanischen Unterstützung reaktionärer, undemokratischer Regierungen in Nationalchina, Pakistan, Spanien, im Iran, in der Türkei und mit der Unterdrückung der Kolonien? Der Schah von Persien gebe vor, seine Macht sei ihm von Gott verliehen worden; jeder wisse aber, daß diese Macht vom Vater des Schahs ergriffen wurde, der keineswegs Gott gewesen sei, sondern Sergeant in der iranischen Armee.

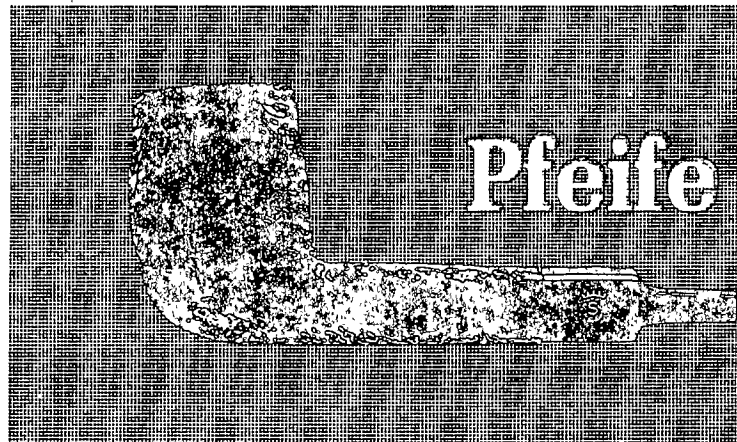
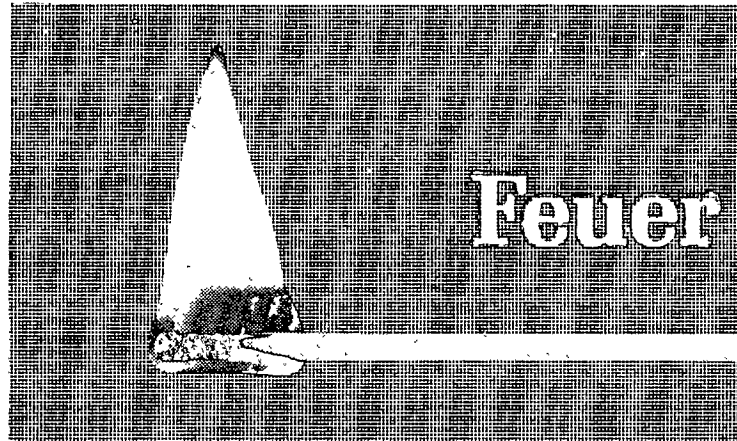
Die Waffen, die Amerika nach dem Zweiten Weltkrieg zur Bekämpfung der Kommunisten an China lieferte, fuhr der Ministerpräsident fort, hätten keinen Erfolg gehabt, weil das Heer nicht gegen das Volk kämpfen wollte. Tschiang Kai-schek sei nur eine Art Umschlagplatz für amerikanische Waffenlieferungen an Mao Tse-tung gewesen. Amerika solle sich hüten, in China einen Präzedenzfall zu schaffen und sich in die internen Angelegenheiten anderer Länder einzumischen.

Der Präsident widerstand der Versuchung, wie er mir später erzählte, an diesem Punkt Chruschtschows Präzedenzfall Ungarn anzuführen.

Einst, sagte Chruschtschow, hätten die Amerikaner den Freiheitskampf mit angeführt. Sie seien so revolutionär gewesen, daß sich der russische Zar sechsundzwanzig Jahre lang geweigert habe, ihr Land anzuerkennen. „Heute weigern sich die Vereinigten Staaten, das neue China anzuerkennen — so ändern sich die Zeiten.“

Kennedy räumte ein, daß nicht alle amerikanischen Verbündeten so demokratisch seien wie Amerika. Einige Bindungen hätten strategische Zwecke — er nannte außer Spanien auch Jugoslawien, was Mr. Chruschtschow unangenehm berührte. Umgekehrt entsprächen die „Befreiungskriege“, denen Chruschtschow in einer Rede im Januar Unterstützung zugesagt habe, nicht immer dem Willen der Völker und könnten

3 Dinge braucht der Mann



DM 250

EXTRA
MILD

KONSTANTIN SIMONOW

SOLDATEN WERDEN NICHT GEBOREN

Die literarische Abrechnung mit
den Fehlern des Stalin-Regimes,
der vieldiskutierte Roman
eines der bedeutendsten
sowjetischen
Autoren der Gegenwart

Aus dem Russischen von
Alexander Kaempfe

684 Seiten, Ganzleinen DM 29,80; sfr 34,50

Als Kindler Sonderausgabe
liegt außerdem Simonows
bekanntester Roman vor:

DIE LEBENDEN UND DIE TOTEN

520 Seiten
Ganzleinen DM 14,80; sfr 17,30

In jeder Buchhandlung erhältlich

VERLEGT
BEI
KINDLER

leicht zu einer Gefahr auch für die
Großmächte werden.

Die Vereinigten Staaten, sagte darauf-
hin Chruschtschow, litten an Überheb-
lichkeit. Sie seien so reich und mächtig,
daß sie glaubten, besondere Rechte zu
haben und die Rechte anderer nicht
anerkennen zu brauchen.

Die Sowjet-Union könne den Grund-
satz des „Kümmere dich um deine eigen-
en Sachen“ nicht akzeptieren. Denn
wo immer die Rechte anderer Völker
verletzt werden, werde Rußland Hilfe
leisten. Die Kommunisten hätten viel
Erfahrung im Partisanenkrieg. Wenn
Guerillas von außen her in ein Land ge-
schickt werden, dessen Bevölkerung sie
nicht unterstütze, so wäre das ein hoff-
nungsloses Unterfangen. Seien sie je-
doch einheimische Truppen, so würde
jeder Busch ihr Verbündeter.

Zweimal betonte Chruschtschow, er
spreche weder mit Billigung noch auf
Verlangen Rotchinas, er wünsche jedoch
seiner Überzeugung
Ausdruck zu verleihen, daß Rotchina
sowohl in die Vereinten
Nationen wie nach
Formosa gehöre.

Nein, erwiderte Prä-
sident Kennedy, ein
Abzug der US-Streit-
kräfte von Formosa
und die Einstellung
unserer Hilfe würden
unsere strategische
Position in Asien
schwächen. Das be-
deute, daß Rotchina
um Formosa kämpfen
müsse, sagte Chru-
schtschow, und das
sei überaus betrüb-
lich. Er müsse des-
halb Amerikas Auf-
richtigkeit in der
Frage friedlicher Ko-
existenz anzweifeln.
Kennedy könne dann
ja ebensogut die Krim
besetzen mit dem Ar-
gument, das stärke
seine strategische Po-
sition. Das sei Politik
nach dem Muster von
Foster Dulles. Die
Zeiten hätten sich
aber geändert; solche Methoden müß-
ten heute versagen. Wäre er in der Lage
Rotchinas, sagte er, so hätte er bereits
um Formosa gekämpft. Rußland sei nach
der Revolution schon mit stärkeren Län-
dern fertig geworden, die ihm ebenfalls
hätten Gebiete streitig machen wollen.
Solche Kriege seien heilige Kriege.

Drei Themen beherrschten die Ge-
spräche: Laos, die Einstellung der Kern-
waffenversuche und Berlin. In der Laos-
Frage half Kennedys Beharrlichkeit,
Chruschtschow in dem einzigen Punkt
festzulegen, in dem eine Abmachung ge-
troffen wurde — ein nicht sehr großer,
aber unerwarteter Pluspunkt: Chru-
schtschow stimmte zu, daß für keine
der beiden Mächte Laos einen Krieg
wert sei, daß man eine für beide Teile
akzeptable Regierung finden müsse und
daß die Waffenruhe kontrolliert werden
sollte.

In der Frage der Einstellung der
Kernwaffenversuche kam es zu keiner
Einigung. Jede Untersuchung, die über

drei jährliche Inspektionen hinausgehe,
sei für Spionagezwecke bestimmt, sagte
Chruschtschow, und nach seiner An-
sicht sei es auch genau dies, was das
Pentagon immer beabsichtigt habe;
Eisenhowers Vorschlag eines „Offenen
Himmels“ sei Teil dieses Plans. Wenn
Amerika wolle, daß er zu Hause raus-
geschmissen werde, so scherzte er, dann
solle es nur in diesem Punkt weiter-
drücken.

Präsident Kennedy dagegen meinte,
Rußlands angebliche Furcht vor Spio-
nage müßte verblassen gegenüber dem
Problem, das drohe: ein halbes Dutzend
anderer Länder, die ebenfalls Atomwaf-
fen bauten, während sich die Abrüstungs-
konferenzen hinzögen. Er zitierte ein
chinesisches Sprichwort: Eine Reise von
tausend Meilen beginnt mit dem ersten
Schritt. Und er drängte Chruschtschow,
diesen Schritt zu tun. „Sie kennen an-
scheinend die Chinesen recht gut“,



New York Herald Tribune

Chruschtschow in Wien: „Stört es, wenn ich weiter esse?“

meinte Chruschtschow, „aber ich kenne
sie auch ganz gut.“ „Sie werden sie viel-
leicht noch besser kennenlernen“, er-
widerte der Präsident. „Ich kenne sie
schon jetzt sehr gut“, schloß Chru-
schtschow.

Die grimmigsten Gespräche galten
jedoch Deutschland und Berlin*. Chru-
schtschow war kriegerisch, Kennedy un-
nachgiebig. Dieser Teil der Konferenz
stimmte den Präsidenten am düstersten.

„Ich verließ die Konferenz“, sagte er
später, „nicht mit dem Gefühl, daß

* Ultimativ forderte Chruschtschow in Wien
den Abschluß eines Friedensvertrages mit
Gesamtdeutschland oder mit der Bundesrepub-
lik und der DDR getrennt, die Umwand-
lung West-Berlins in eine demilitarisierte
„Freie Stadt“, den Abzug der alliierten Trup-
pen und die Anerkennung der bestehenden
deutschen Grenzen. Er setzte dafür eine Frist
von sechs Monaten. Sollten die Westmächte
ablehnen, würde die Sowjet-Union mit der
DDR einen separaten Friedensvertrag ab-
schließen und dem Ulbricht-Staat die Kon-
trolle der Zugänge nach West-Berlin über-
lassen. Die Berlin-Krise wird in der nächsten
Fortsetzung der SPIEGEL-Serie behandelt.

Er wollte den Kongreß, der mit der Auslandshilfe und damit zusammenhängenden Programmen herumtrödelte, aufrütteln, damit er die kommenden Schritte des Präsidenten unterstütze. Er wollte jedermann den Eindruck nehmen, die oberflächliche Höflichkeit von Wien entspreche einem neueren „Geist von Genf“ (1955) oder einem neuen „Geist von Camp David“ (1959).

Tatsächlich erfuhr man später, daß Chruschtschow in Interviews Kennedy als „hart“ bezeichnete, besonders in der Berlin-Frage. Persönlich habe ihm Kennedy, seine Offenheit und sein Humor gefallen, sagte Chruschtschow, aber Eisenhower sei vernünftiger und — bis zu dem U-2-Zwischenfall — auch leichter zu nehmen gewesen.

Chruschtschow hatte sich weder von Kennedys Logik noch von dessen Charme beeinflussen lassen, und das hatte der Präsident auch nicht anders erwartet. Kennedy hatte sich von Chruschtschows harten Worten nicht ins Bockshorn jagen lassen; und falls Chruschtschow das erhofft haben sollte, so mußte er umlernen. „Als wir uns verabschiedeten“, sagte Chruschtschow zu einem Reporter, „da hielt jeder an seiner eigenen Meinung fest.“

Während der folgenden Monate blieb Kennedy taub gegenüber Chruschtschows angedeuteten Einladungen zu einer Reise nach Rußland, obgleich

THE SCOTCH WE DRINK IN SCOTLAND

PRODUCE OF SCOTLAND

Long John

FINEST SCOTCH WHISKY

FINEST SCOTCH WHISKY

SPECIAL RESERVE

DISTILLED MATURED AND BLENDED IN SCOTLAND

LONG JOHN DISTILLERIES - GLASGOW - SCOTLAND

77

von einem außerordentlich herzlichen Willkommen des russischen Volkes und von einer Bärenjagd mit dem Ministerpräsidenten gesprochen wurde.

Nachdem dann 1963 die Einstellung der Atomwaffenversuche und andere Vereinbarungen erreicht worden waren, wäre die Reise möglich gewesen. In den Jahren 1961 und 1962 jedoch, als die beiden Mächte die gefährlichen Konflikte Berlin und Kuba noch nicht überwunden hatten, wollte Kennedy nicht reisen. Wenn es die Lage zulasse, schrieb er an Chruschtschow, werde er mit Vergnügen kommen; er habe 1939 die Sowjet-Union schon einmal kurz besucht und freue sich, die seit damals eingetretenen Veränderungen kennenzulernen.

Der persönliche Kontakt zwischen den beiden Männern blieb erhalten, ohne

Schwiegersohn (Adschubej) und einem sowjetischen Presseoffizier zusammengetroffen war. Kennedys Juli-Rede an die amerikanische Nation zur Berlin-Frage sei jedoch in ihrem Tenor so kriegerisch gewesen, daß sie zu militärischen Maßnahmen geführt habe, die in beiden Ländern unter einem Druck erfolgt seien, den man künftig vermeiden müsse. Mit einem Anflug von Stolz verwies Chruschtschow auf die besondere Verantwortung, die auf ihnen beiden als den Führern der mächtigsten und einflußreichsten Staaten ruhe. Ein persönlicher Briefwechsel, so schrieb er, der in beiden Ländern die bürokratischen Kanäle des Außenministeriums umgehe, die übliche Propaganda für den öffentlichen Gebrauch auslasse und ohne den abwägenden Blick auf die Presse die jeweiligen Positionen abstecke,

Eine eindeutig negative Antwort in Sachen Berlin mochte die sowjetische Gegenaktion beschleunigen. Schrieb Kennedy jedoch eindeutig positiv, so würde seine Antwort vielleicht heimlich den Deutschen und Franzosen gezeigt als Beweis dafür, daß Amerika hinter ihrem Rücken konspirierte.

Wenn Kennedy seinen nicht verschwiegene Verbündeten die Korrespondenz zeigte, so war das gleichzeitig das Ende des Briefwechsels. Tat er es nicht, so konnte Chruschtschow die Korrespondenz dazu benutzen, den Westen zu spalten.

„Die Antwort auf dieses Schreiben“, sagte Botschafter Charles Bohlen, „wird vielleicht der wichtigste Brief sein, den der Präsident jemals schreibt.“

Etwa zwei Wochen später war Kennedy in Cape Cod mit seiner Antwort



Nina Chruschtschowa, Jacqueline Kennedy, Tischherren: „Wollen Sie mich entflammen?“

daß sie sich noch einmal trafen. Die Verbindung bestand in einer Privatkorrespondenz, die Chruschtschow am 29. September 1961 mit einem Brief aus seinem Ferienort am Schwarzen Meer eröffnete.

Die Veröffentlichung dieser Korrespondenz hätte zwar heute keinerlei Einfluß mehr auf die Macht oder die Pläne beider Männer. Es ist aber wichtig, künftigen sowjetischen Führern, die noch einmal diesen Weg beschreiten möchten, das Gefühl zu geben, daß sie dabei nichts zu befürchten haben. Ich werde mich daher darauf beschränken, Art und Zweck dieser Briefe zu beschreiben, ohne jene Teile aus Chruschtschows Briefen zu zitieren, die direkte Vorschläge enthalten.

Er hätte, schrieb Chruschtschow in seinem ersten Brief, schon früher im Sommer schreiben wollen, nachdem Kennedy in Washington mit seinem

könnte doch von Nutzen sein. Wenn Kennedy dieser Ansicht nicht sei, so solle er diesen ersten Brief als nicht existent betrachten. Chruschtschow werde jedenfalls die Korrespondenz offiziell nicht erwähnen.

Der Brief begann mit den Worten „Dear Mr. President“ und schloß „Mit dem Ausdruck meiner Hochachtung, N. Chruschtschow, Ministerpräsident der UdSSR“.

Der Brief kam nicht durch die üblichen diplomatischen Kanäle und rief, als er eintraf, bei den wenigen Beratern, die der Präsident einweihete, Sensation und Spekulation zugleich hervor.

Der vorgeschlagene Briefwechsel paßte zu Kennedys Vorstellung von direkter Kommunikation. Ein Austausch optimistischer Briefe konnte die Gefahr eines Zusammenstoßes über Berlin verringern. Aber Kennedy wußte wohl, daß es noch andere Gefahren gab.

fertig. Er begann seinen Brief wie Chruschtschow mit ein paar freundlichen Worten über seinen Ferienort, die Kinder, deren Vettern und Cousinen und über die Gelegenheit, hier, entfernt von dem Trubel in Washington, einen ruhigeren und klareren Überblick zu gewinnen.

Er begrüßte den Gedanken eines privaten Briefwechsels, erwähnte jedoch, daß der Außenminister und einige andere davon erfahren würden. Ein persönlicher und nicht formeller Gedankenaustausch in offenen und realistischen Worten könne, so schrieb er, die offiziellen Kanäle sinnvoll ergänzen. Die Briefe seien privater Natur und hätten niemals den Zweck, den Partner zu bekehren; so könne man in ihnen auch auf die Polemik der Debatten des Kalten Krieges verzichten. Natürlich würden diese Debatten fortgesetzt; die

Briefe jedoch seien nur für den Partner bestimmt.

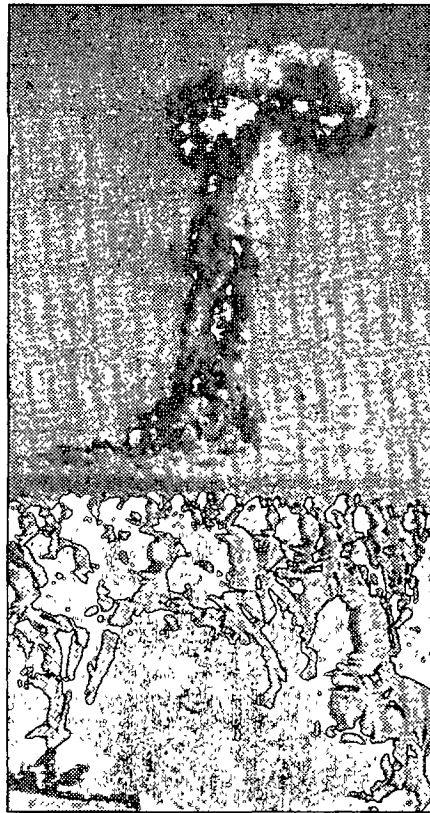
In seinem Brief — wie auch in den folgenden — ging der Präsident auf einige Punkte Chruschtschows ein, mit denen er übereinstimmte; er wiederholte sie oder gab ihnen eine Auslegung, die ihm mehr zusagte.

Für seine Verhältnisse wurde es ein langer Brief, fast zehn eng beschriebene Seiten. Aber Chruschtschows Brief war erheblich länger. Kennedy schrieb freundschaftlich und hoffnungsvoll, mit einer persönlichen Note und mehreren Sätzen in Ich-Form, die er in seinen Reden nur selten anwandte.

Er pflichtete dem bei, was der Ministerpräsident über ihre besonderen Verpflichtungen gegenüber der Welt gesagt hatte. Sie seien zwar, fügte er hinzu, nicht persönlich verantwortlich für die Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkrieges, die zu der heutigen Lage in Berlin geführt hätten, aber man werde sie zur Verantwortung ziehen, wenn sie mit dieser Lage nicht auf friedlichem Wege fertig würden.

Sein Brief begann mit „Dear Mr. Chairman“, und er schloß mit den besten Wünschen seiner Familie an die Familie Chruschtschows und mit der Hoffnung, daß auch durch diesen Briefwechsel die Beziehungen zwischen beiden Nationen sich bessern und konkrete Fortschritte auf dem Wege zur Herstellung eines gerechten und dauerhaften Friedens erzielt werden würden. Das, sagte er, ist unsere größte gemeinsame Verantwortung und unsere größte Chance.

In den nächsten beiden Jahren blühte die Korrespondenz, selbst als ihre Existenz nach der Kubakrise 1962 bekannt wurde. Von Chruschtschow kamen manchmal verschiedene Briefe zu verschiedenen Themen fast gleichzeitig an. Der Briefwechsel erreichte im wesentlichen wenig greifbare Resultate, wenn



Wiener Gesprächs-Objekt Atomstopp
„Ein folscher Schritt ...“

man von den besonderen Briefen absieht, die über die Kubakrise gewechselt wurden.

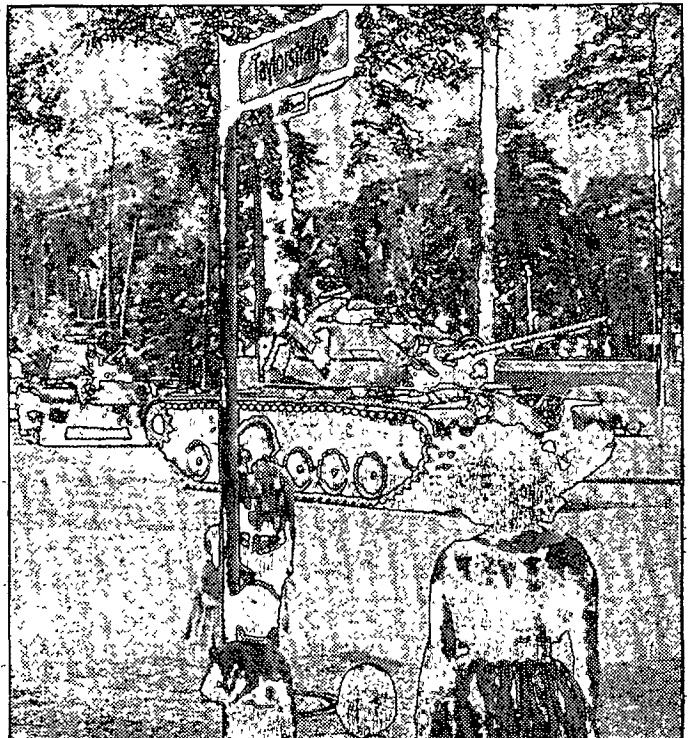
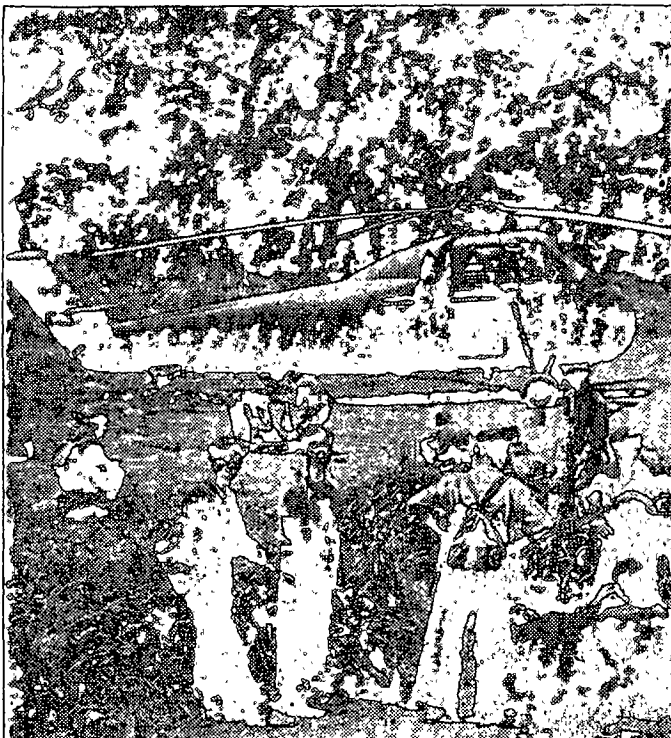
Die Argumente, die ausgetauscht wurden — über Laos, Kernwaffenversuche, Kuba, Vietnam, Berlin —, unterschieden sich nicht im Kern, wohl aber zuweilen im Ton von den Argumenten, die von den Botschaftern der Absender ausgetauscht wurden.

Chruschtschows Briefe waren sehr unterschiedlich. Manchmal war ihr Ton noch härter als in seinen offiziellen Aussagen. Einige Briefe schienen von einem Referenten aufgesetzt worden zu sein und enthielten die üblichen Vorschläge. Andere waren offener, farbiger, ausführlicher und mit Anekdoten geschmückt. Er schrieb dann von seiner Verantwortung und von seinen Aufgaben. Diese hatte er selbst diktiert, davon waren wir überzeugt. Was er über amerikanische Presseberichte und Kongreßdebatten schrieb, zeugte oft von überraschender Detailkenntnis. Amüsant waren immer wieder seine illustrierenden Vergleiche.

Die Position, die Amerika und Rußland in Berlin eingenommen hatten, verglich er mit zwei dummen und starrsinnigen Ziegenböcken, die sich Kopf an Kopf auf einer schmalen, über den Abgrund führenden Brücke gegenüberstanden: Keiner wollte nachgeben, beide mußten in der Tiefe zerschmettert werden. De Gaulles Einfluß auf Adenauer erinnerte ihn an einen russischen Bauern, der mit bloßen Händen einen Bären eingefangen hat, ihn aber dann weder heimführen noch laufenlassen kann, weil auch der Bär ihn umarmte.

Chruschtschows Sprache war zuweilen scharf, blieb jedoch immer höflich. Vorwürfe machte er gewöhnlich nicht Kennedy, sondern „gewissen Kreisen“ oder „Hitzköpfen“ in Amerika und im Westen.

Kennedys Briefe waren ebenfalls freundlich, aber kürzer und direkter, und obwohl sie keine greifbaren Resultate erzielten, gehörten sie zu den überzeugendsten Briefen, die er je geschrieben hat. Er überfiel Chruschtschow mit dringenden Fragen, auf die er Antworten erwartete; nannte die Gründe für die Verzögerung eines Frie-



... und die Lichter verlöschen“: Wiener Gesprächs-Objekte Laos, Berlin

densvertrages mit Deutschland und machte hoffnungsvolle Äußerungen für eine endliche Übereinstimmung.

Kennedy betrachtete kommunistische Aggression und Subversion als unerträglich, nicht jedoch den Kommunismus selbst. „Was Ihre Regierung glaubt“, schrieb er 1961 an Chruschtschow, „ist ihre Sache. Was Ihre Regierung in der Welt tut, ist Sache der Welt.“

Beide Schreiber vermieden in ihren Briefen die rauhe Atmosphäre der Wiener Tage, in denen beide das Gefühl gehabt hatten, mit Bitten und Drängen sei nun nichts mehr getan; es

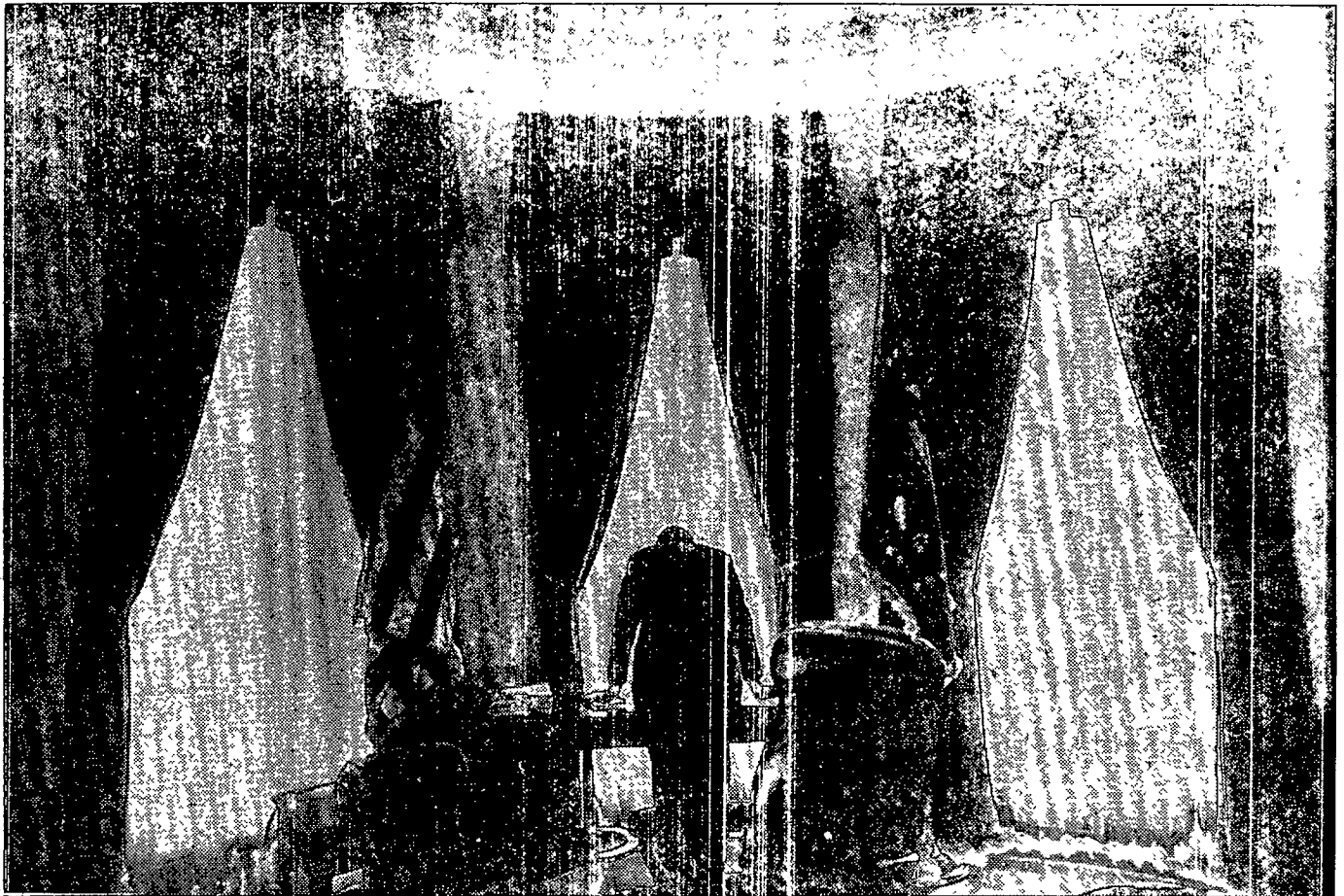
in dem Schreiben dargelegte Vorschlag (eine kleine, aber hoffnungsvolle Konzession in der Berlin-Frage) stamme von Chruschtschow persönlich. Chruschtschow sei der Ansicht, die besten Leistungen kämen aus seiner Feder und nicht von Diplomaten, „die auf die Frage spezialisiert“ seien, warum irgend etwas vor vierzig Jahren nicht geklappt habe. Chruschtschow nehme an, daß Kennedy ähnlich arbeite.

Mit Hilfe dieser Briefe waren beide Männer besser imstande, einander zu beurteilen. Chruschtschow äußerte gegenüber (Kennedys Pressechef) Salinger und anderen, er hege jetzt Respekt und Zuneigung für Kennedy, trotz ihrer Mei-

destens seit der Kubakrise 1962 — bewußt, daß sie beide im Zeitalter ihrer atomaren Möglichkeiten mit äußerster Vorsicht vorgehen mußten.

Kennedy fand Chruschtschow bewundernswert uninteressiert an Gesprächen über Dinge, die zu geringfügig waren, um ihn zu berühren, oder zu bedeutend, um geändert zu werden.

Chruschtschow, so meinte der Präsident, leide wie er unter dem Druck, den seine Militärs, andere Politiker und verbündete Länder auf ihn ausübten. Er interessierte sich für einen Bericht von Sonderbotschafter Harriman, der nach einem Besuch in Moskau 1963 geschrieben war und in dem es hieß, der



Wien-Heimkehrer Kennedy im Weißen Haus: Ein Brief von Chruschtschow in einer zusammengefalteten Zeitung

müsse zu einem Zusammenstoß kommen.

Da Chruschtschow wußte, daß unser Außenminister und der Botschafter in Moskau über den Briefwechsel unterrichtet waren, überlegten wir manchmal, ob er die von ihm eingeschlagenen Übermittlungswege — die er zuweilen mit geradezu spionageähnlicher Geheimnistuerei umgab — etwa benutzte, um den Schriftverkehr vor jemandem in seiner Regierung zu verheimlichen, vielleicht auch vor jemandem in der Armee oder im Präsidium.

Bei einer Gelegenheit diente ich als Mittelsmann. Georgij Bolschikow, ein nicht sehr bedeutender sowjetischer Funktionär in Washington, gab mir auf einem Spaziergang in der City der Hauptstadt eine zusammengefaltete Zeitung, die einen bereits übersetzten Brief enthielt. Er sagte dabei, der

nungsverschiedenheiten. Ein Informant berichtete, Chruschtschow habe zu Castro gesagt: „Kennedy ist ein Mann, mit dem man reden kann.“ Er schätzte Kennedys undemagogische Haltung und war — spätestens nach dem Oktober 1962 — von dessen Unbeugsamkeit überzeugt.

Kennedy seinerseits hatte sich von den populären Vorstellungen gelöst, Chruschtschow sei entweder ein grober Possenreißer oder eine liebenswerte Kreatur. „Daß er sich so gibt“, sagte Kennedy, „liegt an seinem nationalen Minderwertigkeitskomplex.“ Nach Kennedys Ansicht war der Russe ein kluger, zäher und gewitzter Gegner, vergleichbar höchstens den geschickten und aggressiven Racketeers, die vor den Senatsausschuß gegen das Gangsterunwesen zitiert worden waren.

Kennedy war aber auch davon überzeugt, Chruschtschow sei sich — min-

sowjetische Ministerpräsident zögere nicht — im Gegensatz zu dem Harriman gleichfalls bekannten Stalin —, sich unter das Volk zu mischen. Er scheine die Zuneigung der Bevölkerung zu erwidern und dabei eine strenge diktatorische Disziplin aufrechtzuerhalten, bei der die Terror-Atmosphäre Stalins gänzlich fehle.

Auf die Frage, wie er Chruschtschows politische Stellung einschätze, erwiderte der Präsident nur: „Ich glaube nicht, daß wir es genau wissen, aber ich möchte annehmen, er hat seine guten und schlechten Monate — wie wir alle.“

IM NÄCHSTEN HEFT:

Krieg um Berlin? — Ulbricht kündigt die Schließung Tempelhofs an — General Taylor vergleicht Berlin mit Stalingrad — Bonn verrät US-Pläne